



**Berlin,
Marien
straße**

23 rüffer & rub

**Bärbel
Reetz**



Berlin,
Marien
straße

23

Bärbel
Reetz

Die Autorin und der Verlag bedanken sich
für die großzügige Unterstützung bei

Elisabeth Jenny-Stiftung

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt
für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre
2021–2024 unterstützt.

Erste Auflage Frühjahr 2021

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2021 by rüffer& rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Schrift: Arnhem

Druck und Bindung: Livonia Print Ltd., Riga

Papier: Munken print white, 80 g/m², 1.8

ISBN 978-3-906304-81-6



Prolog	8
I Flüchtige Begegnung	20
II Thee en gros & en detail	64
III Blick aus dem Fenster	94
IV Katarakte	110
V Kissinger Intermezzo	126
VI Die Tanzprinzessin	134
VII A Mensch mit a weitem Guck	154
VIII Geldgeschäfte oder Magnus' Erben	176
IX Das Gefängnis des Generals – Auszüge aus einem fiktiven Tagebuch	198
X Faust im 2. Stock	218
XI Mauerbau mit Brause	234
Epilog	244
Anhang	250
Anmerkungen	251
Bildnachweis	253
Personenregister	255
Dank	264

Für Ingo



Prolog



**Eingangsportal Marienstraße 23,
Zugang von der Straße**

»Literatur ist immer von den Tiefen, von Auswurf und Abfall angezogen worden, nicht als handle es sich um ein Elendes, das der Erlösung bedürftig wäre, sondern als seien es Winkel, in denen sich ein unwiederbringlicher Zauber versteckt habe.«

Claudio Magris

Zu Beginn: das Ende eines Krieges. Dreißig Jahre marodierende Soldaten, katholische Kaiserliche, protestantische Schweden. Plünderungen. Brandschatzungen. Hungersnöte. Seuchen. Verwstetes Land. Verwaiste Dörfer. Städte, in denen, als endlich Frieden geschlossen ist, nur wenige überlebt haben. »Zu wenige, um sie wieder aufzubauen«, befindet Brandenburgs Großer Kurfürst und erlässt zu Potsdam ein Edikt, das Verfolgten freie Religionsausübung und Toleranz zusichert.

Juden, vertrieben aus Österreich, folgen dem Aufruf und verfolgte Protestanten aus Frankreich, denen sich der Kurfürst, der anders als seine lutherischen Landeskindern Calvins Lehre anhängt, besonders verbunden fühlt. Mit der Zusage zahlreicher Privilegien sollen die arbeitsfähigen Refugiés ins unbekanntes Brandenburg gelockt werden: Befreiung von Steuern und Zöllen, kostenlose Mitgliedschaft in Zünften, Bereitstellung von Grundstücken und kostenlosem Baumaterial, Anschubfinanzierungen für gewerbliche Existenzgründungen, schließlich das Bürgerrecht.

20 000 französische Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, die man später Hugenotten nennen wird, ziehen aus ihren Heimatregionen zu Sammellagern in Amsterdam, Frankfurt am Main oder Hamburg. Die Weiterreise nach Osten und anschließende Verteilung im Land wird vom neu gegründeten staatlichen Kommissariat für französische Angelegenheiten in Berlin gelenkt, das künftig auch die Einhaltung der zugesicherten Privilegien überwacht.

Wohlwollend begleitet von Hof und Adel, dem das Französische als Ausdruck zivilisatorischer Lebensart gilt, vollzieht sich die gut organisierte Peublierung Brandenburgs. In Berlin werden den Geflüchteten Grundstücke in der neu entstehenden Dorotheenstadt zugewie-

sen und am Friedrichstädter Markt, an dem auch die Stallungen des Kürassierregiments Gens d'Armes liegen. Dort errichten sie ihre Kirche, daneben den Gottesacker, wählen ihre Gemeindeältesten und rücken, obwohl aus unterschiedlichen Regionen Frankreichs stammend, eng in der Gemeinde zusammen.

Denn neben dem Wohlwollen des Hofes, der sich die Fertigkeiten der Tapissiers, Seidenweber, Leinendrucker, der Perückenmacher und Emailleure gern zunutze macht, Pastetenbäcker, Confituriers und Patis-siers beschäftigt, schlagen den Neubürgern von der Berliner Bevölkerung Ablehnung und Misstrauen entgegen. Wohnraum und Lebensmittel sind durch die plötzlich Hinzugekommenen knapp geworden, die Preise gestiegen. Existenzangst grassiert und Neid auf die Privilegien. Französisch, wohin die Berliner hören! Jeder fünfte Einwohner ist um 1700 ein Refugié!

Steine fliegen in die Fenster der neu errichteten Häuser, nachts werden Brände gelegt. Die Missgunst wächst, als der Kurfürst und sein Sohn, der sich selbst 1701 zum König in Preußen krönt, den Neubürgern, deren Kolonie stetig wächst, ein Gerichtswesen nach französischem Vorbild zugestehen. Und während den Einheimischen bei Krankheit nur die vom König eingerichteten »Lazareth-Häuser« jenseits der Spree zur Verfügung stehen, in denen sich die Armen, Bettler, Prostituierten und unehelich Schwangeren drängen, wird den neuen Bürgern unweit dieser Charité der Bau eines eigenen Spitals und eines für ihre Kinder, das Petit Hôpital, gestattet.

Es sind Brachen, auf denen jenseits der Spree gebaut wird. Sumpfige Weiden an den Ufern wechseln mit kargen Sandböden. Dennoch entschließt sich eine Gruppe der Kolonisten, hier ihre Häuser zu errichten,

Felder und Gärten, sogar einen Weinberg anzulegen. »Mon habitat/Moabit« nennen sie ihre Siedlung, pflanzen Obstbäume, ziehen Gemüse, auch in Berlin unbekannte Sorten wie Spargel, der prächtig gedeiht. Nur die auf Befehl des Königs vorgenommene Setzung von Maulbeerbäumen und Zucht von Seidenraupen schlägt wegen des Klimas und der schlechten Bodenbeschaffenheit fehl.

Doch trotz ihres schnellen Spracherwerbs und dem Willen zur Anpassung bleibt es zwischen Kolonisten und Einheimischen über Jahrzehnte ein Neben-, kein Miteinander. Nicht nur wegen der ablehnenden Haltung der Berliner, sondern auch, weil die Geflüchteten bestrebt sind, ihre Traditionen in der Fremde zu bewahren. So wird in der von ihnen begründeten Schule, ebenso wie im Gottesdienst, Französisch gesprochen, auch im »orphelinat«, dem Waisenhaus, und der Armenbäckerei, wo sich Alte und Bedürftige täglich zu Brot und einem Napf Bouillon einfinden.

Erst als unter dem Urenkel des Großen Kurfürsten, König Friedrich II., der besser Französisch als Deutsch spricht, die Refugiés ihre Kirche erweitern und mit einer Kuppel krönen dürfen, zugleich aber auf diesem bisher der Kolonie vorbehaltenen Gelände gegenüber dem französischen auch ein baugleicher deutscher Dom entsteht, ist das Zeichen für ein Miteinander gesetzt. Künftig begegnet man sich auf dem Gendarmenmarkt, von dem die Pferdeställe längst verschwunden sind, nicht nur beim Kirchgang, sondern auch beim Besuch des Schauspielhauses, das der König zwischen den beiden Kirchen errichten lässt, und auf dem Friedhof vor dem Oranienburger Tor, wo jetzt nicht nur die lutherischen Dorotheenstädter ihre Toten bestatten, sondern auch die französisch-reformierten.

Und so weicht Ablehnung einer vorsichtigen Annäherung, siegt die Neugier über den Neid, mischen sich in der schnell wachsenden Stadt die Nachbarschaften, die Sprachen, die Familien. Es wird Mode, französische Cafés und Restaurants zu besuchen, im »atelier« des »tailleur« nach dem Vorbild der Königin Luise die neueste »couture« aus Paris schneiden zu lassen, man genießt »patés« und »tartes«, flaniert auf dem »trottoir« und sagt »pardon«. Wer auf sich hält, schickt seine Söhne auf das Französische Gymnasium, das allen Berliner Bürgern offensteht. Gelungenes Miteinander, bei dem nur noch die Namen – die Lafontaines, Fontanes und de Maisières – die Herkunft ihrer Träger verraten.

*

Schwieriger gestaltet sich die Assimilation bei den vor Verfolgung aus den österreichischen Kronländern nach Berlin und in die Mark gezogenen Juden, denen die Bevölkerung mit noch heftigerer Abneigung begegnet als den Refugiés. War es bei den Franzosen die Angst, gegenüber den Zugezogenen benachteiligt zu werden, lehnen sie die Juden aus religiöser Voreingenommenheit ab. Hatte nicht schon Luther gegen die Mörder des HERRN gewettert! Da hilft auch nicht, dass der König den Juwelier Ephraim in den Stand eines Hofjuden erhebt.

Als es den ersten jüdischen Flüchtlingen, geschützt durch den Hof, gelungen ist, mit der Bevölkerung zu einem tolerierten Nebeneinander zu kommen, verschärft sich die Situation jedoch erneut durch den Zuzug ihrer verfolgten Glaubensbrüder aus dem Osten, die, den Pogromen im zaristischen Russland entkommen, ins Königreich Preußen und dessen Hauptstadt ziehen. Zu fremd ihre Erscheinung, zu unverständlich

ihr Jiddisch, ihre Gewohnheiten und Rituale. Sind die zuerst Eingewanderten nicht mehr von den Einheimischen zu unterscheiden, so weicht man den bärtigen Männern mit Schläfenlocken, mit Kaftan und Jarmulke aus und achtet darauf, sie in ihren Wohnungen bei den Scheunen im Schatten der Zollmauer zu belassen.

Aber der Wunsch nach Anerkennung, Teilhabe und Erfolg treibt auch diese Männer aus dem Scheunenviertel in die Straßen der schnell wachsenden Stadt. Anpassung an die fremden Lebensverhältnisse, das Erlernen des Deutschen, Fleiß und Tüchtigkeit verhelfen ihnen zu Anerkennung und Wohlstand. Aber der »Makel« des Jüdischseins bleibt, und so schaffen oft nur die Konversion zum Protestantismus, die Taufe und das Wechseln des Namens – der zu Siegfried gewordene Samuel, der von Itzig zu Hitzig Gewandelte – die Grundlage für den beruflichen und persönlichen Erfolg im aufstrebenden Preußen und Deutschen Reich.

*

Und so wuchs und wächst Berlin. Noch immer drängen Tausende auf der Suche nach Arbeit oder Abenteuer, Geld oder Glück in diese Stadt. Ein Menschenstrom, der nicht enden zu wollen scheint, wie schon vor Jahrhunderten, als Berlin über seine mittelalterlichen Mauern hinauswuchs, neue Stadtteile entstanden, die umliegenden Dörfer eingemeindend. Bald zählte man eine Million Einwohner, eine zweite und dritte: junge Mädchen und Männer zogen auf der Suche nach Arbeit in die Stadt, verdingten sich für Hungerlöhne in den Fabriken, die ihre Schlotte hoch über die alte Zollmauer reckten. Soldaten, ausgehoben auf dem Land, wurden in des Königs Uniformröcke gesteckt und exerzierten, marschierten, paradierten. Eingeschrieben an

Humboldts berühmter Universität, träumten die jungen Feuerköpfe in Hegels Vorlesungen und geheimen Versammlungen davon, die Gesellschaft umzustürzen. Und so glich Berlin von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr jenem Schmelztiegel von 1700, in dem sich Menschen verschiedener Herkunft, Bildung und Religion begegnen, bestrebt, ihr jeweils Eigenes zu erhalten, und doch gezwungen, der Forderung nach Anpassung und Intergration nachzugeben.

Eng beieinander lebten sie in der Stadt. Das Schloss und die Adelspalais waren umgeben von den Häusern der Bürger, von Händlern und Handwerkern. Ärzte, die in die Stadt zogen, um im Labor des Professors Robert Koch und in den Kliniken der Charité zu forschen, deren schlechter Ruf längst Vergangenheit war, wohnten nur unweit des »Feuerlands«, der Fabriken von Bor-sig, AEG, von Siemens & Halske, wo sich ausländische Techniker und Naturwissenschaftler Kenntnisse der Konstruktion von Maschinen, Stadt- und elektrischer Straßenbahn oder zu James Hobrechts vorbildlichem Kanalisationssystem aneigneten.

Selbst aus dem fernen Japan machten sich Offiziere auf den mühsamen Weg, um das preußische Militärwesen kennenzulernen und zu übernehmen. Manche lebten Wochen in der Stadt oder Monate, einige sogar Jahre, verbanden sich mit den Bewohnern auf Zeit – oder blieben für immer.

*

Auch ich kam als Fremde in diese Stadt und beschloss zu bleiben. Ich begann, die fremden Straßen zu erkunden, wanderte über altes Kopfsteinpflaster und neuen Asphalt, blieb stehen, um Erinnerungstafeln an und Stolpersteine vor den Häusern zu lesen, Namen von

Menschen, die hier gelebt hatten, ging weiter, immer weiter, bis meine Füße schmerzten und ich mir eine Bank suchte, um auszuruhen.

Und dann, an einem sonnigen Sommertag, fiel mir ein Haus auf, das sich mit seinem grauen bröckelnden Putz, den Einschusslöchern in der Fassade, dem schadhaften Dach und Fenstern, von deren Rahmen längst die Farbe abgeblättert war, wie ein ärmlicher Verwandter zwischen den frisch gestrichenen, renovierten Nachbarhäusern zu verbergen schien.

»Ein Schandfleck«, sagten die Leute im Café an der Ecke.

»Wem gehört es?«, fragte ich – und erntete Schulterzucken.

Seit jenem Tag zog es mich immer wieder dorthin. Doch es war nicht nur das heruntergekommene Haus, das mich interessierte, sondern auch die Straße, die mir zu gefallen begann. Leicht zu übersehen, verbindet sie die belebte Albrecht- mit der Luisenstraße. Führt die eine zum Deutschen Theater und die andere zur Charité, ist die Marienstraße ein kurzes, ruhiges Dazwischen, eine Schönheit erst beim genauen Hinschauen. Kein Baum verdeckt den Blick auf die klassizistischen Fassaden. Breite Bürgersteige, zur Entstehungszeit gepflastert mit den Platten schlesischen Granits. An den Wänden der Häuser sind Plaketten angebracht, die an ihre Erbauer und Bewohner erinnern: Adolph Menzel, den Maler, Jean Sibelius, den finnischen Komponisten, der 1889 in der Marienstraße 4 wohnte, und den russischen Komponisten Michail Iwanowitsch Glinka, der den Sommer 1852 in der Nummer 6 verbrachte. Japanische Schriftzeichen am Eckhaus der Marienstraße 32 zur Luisenstraße: Mori Ōgais Gedenkstätte.

Blieb ich vor der Nummer 23, dem großen Eisentor mit den schön geschmiedeten Blütenranken stehen und spähte in die Durchfahrt zum Hof, in dem Gerümpel lagerte, fragte ich mich, wer hier gelebt haben mochte, welche Geschichte sich an diesem verlassenem Ort verbarg. Aber zunächst verbarg sich das Haus, war verschwunden hinter Gerüsten und Planen, an denen ein Banner vom künftigen Aussehen kündete: Eine hell gestrichene Fassade, sorgfältig restaurierte Schmuckbänder und Fenster, glänzend grün das hohe Rankentor. Dazu Namen und Daten von Architekt und Baufirma, die diese Verwandlung vollbringen wollten.

Ich wechselte vom mit rot-weißem Band abgesperrten Bürgersteig auf die gegenüberliegende Straßenseite, betrachtete lange das Banner mit dem restaurierten Haus, wandte den Blick nach links zur Luisenstraße mit der klassizistischen Fassade eines Hotels, zu DDR-Zeiten der berühmte Künstlerklub Die Möwe. Schaute nach rechts zur Albrechtstraße, wo, im einzigen nach dem Krieg neu errichteten Gebäude, Martin Luther King während seines Besuchs im September 1964 gewohnt hatte.

Fasziniert von so viel Geschichte, die sich hinter den Mauern zugetragen hatte, wanderte mein Blick zurück zum Bild des freundlich-hellen Hauses, und ich holte, plötzlich entschlossen, mein Handy aus der Tasche, fotografierte und erklärte am nächsten Tag mein Interesse an einer Wohnung. Und ich nahm mir vor, bis zur Fertigstellung die Geschichte des Hauses, seines Erbauers und seiner Bewohner zu erkunden.



oben: Berlin, Mauerbau, August 1961; Aufstellen von Betonblöcken

unten: Verlauf der Berliner Mauer durch Berlin Mitte

rechts: In der Nacht vom 3. zum 4.12.1961 wurde begonnen, an weiteren Abschnitten die Staatsgrenze der DDR zu Westberlin zu festigen.



Mauerbau mit Brause

**»Meine vier Wände –
wie sicher sie schienen;
bei jedem Wetter, rund
ums Jahr [...]«**

Oskar Pastior

12. August 1961. Letzte heiße Sommerferientage. Gabriele, gerade neun Jahre alt, war früh auf. Die Eltern hatten sich auf den Weg zur Arbeit gemacht, der freie Tag lag vor ihr und den Marienstraßenkindern. Ihr Ziel: der Spielplatz im Tiergarten, der See, das Eintauchen der Füße, der Beine in das laue Wasser mit der dick-grünen Entengrütze, verboten, aber niemand kümmert es. Am Wagen mit dem rot-weißen Sonnenschirm eine Kugel Eis »für umsonst«, weil die Kinder kein Westgeld, der Eismann jedoch ein gutes Herz hat.

Verschwitz kamen sie abends zurück, nicht ahnend, zum letzten Mal im Tiergarten gewesen zu sein, denn im Briefkasten steckte die Benachrichtigung, dass den Bewohnern aller Häuser ab 22 Uhr und bis auf Weiteres das Verlassen ihrer Wohnungen verboten ist. Keine Begründung, nur die Androhung von Strafe bei Zuwiderhandlung. Aufregung bei den Erwachsenen. Vermutungen. Waren in den letzten Tagen nicht mehr Vopos an der Sektorengrenze zu sehen gewesen? Soldaten der NVA? Plötzlich erinnerte man sich an Lastwagen mit Stacheldrahtrollen. Baumaterial. Die Eltern am Radio, den Sender Freies Berlin einstellend. Aber nur Rauschen, unverständlich verzerrte Stimmen. »Stör-sender«, erboste sich der Vater. Ost-Berlin sendete Schlagermusik. Unruhige Nacht. Ein neuer heißer Tag. Sonntag, der 13. August. Im Fernseher der Nachbarwohnung sahen sie Soldaten beim Sperren der Grenze, Arbeiter mit Mauersteinen, Mörteleimern und Kelle. »Die mauern uns ein«, sagten die Erwachsenen fassungslos. »Niemand will eine Mauer bauen«, fistelste Ulbrichts Stimme.

»Geht in den Hof, geht spielen«, befahlen sie den Kindern, die gebannt auf das schwarz-weiße Hin und Her der Soldaten schauten, die Passanten mit ihrer

Waffe davor zurückhielten, die Grenze zu überschreiten.

Die Kinder gehorchten, verließen die Wohnungen, standen im Hof, lugten neugierig durch das Rankengitter des großen Tores, von dem längst die Vorkriegsfarbe abgeblättert war.

Die Straße leer unter der Gluthitze, niemand zu sehen, der sie hätte zurückhalten können. Einer der Jungen öffnete das Tor, spähte in Richtung Luisenstraße, winkte, dann liefen sie los, immer den Geräuschen nach, die aus der Richtung von Spree und Brandenburger Tor kamen.

Auf dem Pariser Platz ein Gewimmel von Soldaten, Gewehr im Anschlag. Männer mit und ohne Uniform, die Steine zu einer Mauer aufschichteten. Keiner schien die Kinder zu bemerken, die dastanden und zusahen, wie diese Mauer wuchs, Stein um Stein, und die Menschen verschwanden, die jenseits des Stacheldrahts hilflos winkend ihre Hände hoben. Zuerst ihre Beine, dann die Körper in bunten Sommerkleidern, kurzärmeligen Hemden, die Köpfe mit den Mützen und Strohhüten, schließlich die Baumwipfel des Tiergartens. Beklommen schauten die Kinder sich an und schlichen wortlos zurück.

Das Radio hatte gemeldet, dass die Bevölkerung Ruhe bewahren und am Montag der gewohnten Arbeit nachgehen solle. »Alles, was geschieht, geschieht zu eurem Schutz«, sagten die Radiostimmen. »Ein Antiimperialistischer Schutzwall«, erklärten die Ansager, und über die Bildschirme zuckten die nackten Oberkörper schwitzender Bauarbeiter, ihr gequältes Lächeln, das Sicherheit versprechen sollte.

Die Erwachsenen folgten den Anweisungen und gingen zur Arbeit, die Marienstraßenkinder zog es je-

doch erneut zu den Mauerbauern, die über Nacht begonnen hatten, den Stacheldraht zwischen Spree und S-Bahn-Trasse zu ersetzen. Die Rollen lagen entlang des Ufers und trennten die Reinhardtstraße von der Brücke, die Kinder von der großen Brache am zerstörten Reichstag.

»Geht nach Hause«, sagten die Soldaten und einer, das schweißnasse Gesicht zu Gabriele gewandt: »Hast du was zu trinken?« Sie schüttelte den Kopf. Aber dann fiel ihr die Frau im HO an der Ecke ein, bei der es manchmal Brause gab. Süßsaureres pritzelndes Wasser, das sie Zitronenlimonade nannte.

»Ich hol dir was«, versprach sie, lief zurück in die Marienstraße, in den Laden mit den leeren Regalen und bat um Brause.

»Hast Glück«, sagte die Verkäuferin, »hab gerade welche reingekriegt.«

»Ich bezahl später«, versprach Gabriele und rannte, in jeder Hand eine Flasche, zu dem Soldaten.

»Öffner?«, fragte der, und als sie gestand, keinen mitgebracht zu haben, klemmte er ein Werkzeug unter den Kronkorken, der absprang und zischend die gelbe Flüssigkeit freigab. Der Mann trank gierig, rülpste, öffnete die zweite Flasche und fragte, ob sie mehr besorgen könne.

»Ich glaub schon, aber das kostet.«

Da entschuldigte er sich, langte in die Hosentasche und drückte ihr ein Markstück in die Hand.

Jetzt lief sie nicht, sondern ging langsamer zurück, überlegte, mehr Brause zu kaufen und sie auch den anderen Mauerbauern anzubieten, die unter der hoch stehenden stechenden Sonne schwitzten. Also beschloss sie, ihren Bollerwagen zu holen, um die Flaschen befördern zu können, gab der Verkäuferin die Mark als

Anzahlung und belud das Wägelchen. Auf die miss-
trauische Frage, für wen das alles wäre, ob sie ein Som-
merfest planten oder einen Geburtstag, antwortete Ga-
briele, dass sie darüber nur so viel sagen dürfe, dass
die Brause für die Soldaten ist.

Da murmelte die Verkäuferin verächtlich: »Jetzt
schicken sie schon Kinder los«, und Gabriele zog ihr
Gefährt, in dem die Flaschen gegeneinanderklirrten,
zurück zu den Mauerbauern. Vorsichtshalber über die
Albrechtstraße, um nicht gesehen zu werden. Denn
dieses Zufallsgeschäft wollte sie nicht teilen, hatte er-
kannt, dass, wer die Arbeit macht, auch den Verdienst
einstreichen darf. Kurz darauf zog sie mit leerem Bol-
lerwagen und dem Versprechen, morgen wiederzu-
kommen, heimwärts und zahlte der Verkäuferin mit
schweißnassen Fingern nicht nur den geforderten Be-
trag, sondern auch schon die Flaschen für den nächst-
ten Tag. Den Rest, »Trinkgeld«, hatten die durstigen
Männer gegrinst, behielt sie und versteckte ihn in ih-
rer Schatzkiste, in der sie bunte Murmeln, Muscheln
und Hühnergötter vom Darß aufbewahrte.

Früh am nächsten Morgen zog sie, noch ehe die
Freunde aufgestanden waren, los, belud den Bollerwa-
gen und rumpelte über Albrecht- und Reinhardtstraße
zu ihren Abnehmern. Näher kommend bemerkte sie
erschrocken, dass die Mauer am Ende der Straße über
Nacht so hoch geworden war, dass sie nur noch die
ausgebrannte Kuppel des Reichstags sehen konnte.

»Ihr habt den Durchgang nach drüben vergessen«,
beschwerte sie sich bei den Mauerbauern, die inzwi-
schen auf das Gelände der Charité vorgerückt waren.
»Wie sollen wir jetzt in den Tiergarten kommen?«

»Vergiss es«, befahlen sie und griffen nach den Fla-
schen. Zischen, Schlucken. Plötzlich eine harte Hand

auf ihrer Schulter. »Was soll das?« Sie zuckte zusammen, auch die Männer, die eben noch Brause getrunken hatten, ließen die halb leeren Flaschen in den Bollerwagen fallen und wandten sich der Arbeit zu, ohne Gabriele noch eines Blickes zu würdigen.

»Was machst du hier?« Die strenge Stimme des Uniformierten. Sein ernstes Gesicht. Sie stammelte von Durst und helfen Wollen. »Wie heißt du? Wo wohnst du?« Sie zitterte, flüsterte. »Sprich lauter!« Dann befahl er: »Abmarsch!« Und sie zog mit ihrem Gefährt, auf dem die Flaschen klirrten, eine Spur gelber Brause über das Straßenpflaster.

»Ausverkauft«, sagte die Frau aus dem HO barsch, als Gabriele die leeren Flaschen auf die Ladentheke stellte. Aber sie konnte nichts erwidern, sondern lief, so schnell es der Bollerwagen erlaubte, nach Hause. Ihr Herz hämmerte. Ihr war übel. Das schlechte Gewissen, etwas Falsches getan zu haben, quälte sie. Sie erwog, sich der Mutter anzuvertrauen, fürchtete Strafe und schwieg. Sie mied ihre Freunde, auch die Mauerbauer und träumte, abgeholt und im Keller eingesperrt zu werden.

Als jedoch während dieser letzten Ferienwoche nichts geschah, wurde sie ruhiger und machte sich am ersten Schultag mit den anderen Marienstraßenkindern auf den vertrauten Weg.

»Bist du krank gewesen?«, fragten sie.

»Ja«, log Gabriele. Gemeinsam trotteten sie die Luisenstraße entlang, vorbei an den alten Backsteingebäuden der Charité zum Neuen Tor, das noch immer so hieß, obwohl da schon lange kein Tor mehr war, sondern nur eine staubige Brache. Von der Invalidenstraße, wo vor der Brücke über den Spandauer Schifffahrtskanal an der Mauer gearbeitet wurde, war Baulärm zu

hören. Die Kinder wandten wortlos-bekommen den Blick und betraten das Schulgebäude und die Klassenräume, in denen die Lehrer mit unbewegten Gesichtern rechtfertigen würden, wofür es keine Rechtfertigung gab.

Doch bevor Gabriele ihr Klassenzimmer erreichte, geschah etwas, das sie angewurzelt stehen bleiben ließ. In der Eingangshalle erblickte sie nicht nur den Schulleiter, sondern auch einen Uniformierten. Es war, und ihr Herz setzte aus, der Offizier, dessen harte Hand ihre Schulter umfasst und der sie nach ihrem Namen gefragt hatte. Jetzt schlug ihr Herz so heftig, dass sie es nicht nur in ihrer Brust, sondern auch im Hals spürte, ja, ihr ganzer Körper war nur noch dieses Pochen. Es trieb ihr die Röte ins Gesicht und ließ es in ihren Ohren so laut sausen, dass sie nicht hörte, was der Schulleiter sagte, der mit dem Uniformierten auf sie zugetreten war.

Er ergriff ihre Hand, und langsam verstand sie durch Ohrenrauschen und Herzklopfen, dass die Männer sie lobten. Vorbildlich habe sie sich verhalten, sagte der Uniformierte und lächelte. Sie habe den durstigen Arbeitern und Soldaten, die in glühender Hitze einen Wall zum Schutze der DDR bauten, zu trinken gebracht. Anstatt mit anderen Kindern zu spielen, habe sie getan, was zu tun war.

Und sie nahmen Gabriele zwischen sich, geleiteten sie ins Klassenzimmer, wo sie nochmals, jetzt auch vom wartenden Lehrer, gelobt wurde.

»Eine kleine Heldin«, sagte der Uniformierte, und alle klatschten Beifall. Eine kleine Heldin nannte sie auch wenige Tage später die Genossin Lotte Ulbricht bei einer Versammlung in der Marienstraße, in der sie den Bewohnerinnen und Bewohnern im Schatten der

Mauer noch einmal eindringlich die Notwendigkeit des Bauwerkes schilderte und der vorbildlichen Jungpionierin Gabriele anerkennend die Hand schüttelte.

Sie trug ihr blaues Pionierhalstuch und konnte es kaum fassen, dass Lotte Ulbricht sie vor den versammelten Marienstraßenbewohnern lobte und ihr die Hand gab, und war so stolz, dass sie ihre Hand immer wieder betrachtete und abends zögerte, sie zu waschen.